

Wartezeit

Autor(en): **-y-r.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **38 (1933-1934)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-312911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

HERAUSGEGEBEN VOM SCHWEIZERISCHEN LEHRERINNEN-VEREIN

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort Erscheint am 5. u. 20. jedes Monats Nachdruck wird nur mit besonderer
Ein Zufluchts- und ein Sammelort! Erlaubnis der Redaktion gestattet

ABONNEMENTSPREIS: Jährlich Fr. 4.50, halbjährlich Fr. 2.30; bei der Post bestellt 20 Rp. mehr * **INSERATE:** Die 2-gespaltene Nonpareillezeile 30 Rp. * Adresse für Abonnemente, Inserate usw.: Buchdruckerei BÜCHLER & Co., Bern * Adresse für die REDAKTION: Frl. Laura Wohnlich, Lehrerin, St. Gallen * Mitglieder des Redaktionskomitees: Frau Blumenfeld-Meyer, Zürich; Frl. Elisabeth Müller, Thun; Frl. P. Müller, Basel; Frl. Lotte Hüssi, Niederlenz; Frl. H. Stucki, Bern; Frl. F. L. Bommer, Frauenfeld; Frl. Wahlenmeyer, Zürich.

Inhalt der Nummer 14: Wartezeit. — Schulzeugnisse (Schluss). — Brief an eine Abgeschiedene. — Was Lehrerinnen für die Familie leisten. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Inserate.

Wartezeit.

In der heutigen und in einigen folgenden Nummern der «Lehrerinnen-Zeitung» geben wir Arbeiten von stellensuchenden Lehrerinnen Raum, in welchen sie über die Art und Weise berichten, wie sie ihre Wartezeit seit dem Austritt aus dem Seminar zugebracht haben. Es zieht damit ernstes Menschenschicksal an unserem Geiste vorüber, das nach Hilfe ruft. Wir erfahren aber auch viel von seelischer Tapferkeit und starkem Ringen im Existenzkampf.

Möge die Veröffentlichung dieser Artikel in all jenen, die in gesicherter Stellung arbeiten, warme Anteilnahme, Hilfs- und Opferbereitschaft erwecken.

Eine Dreissigjährige schreibt:

Bald werden es elf Jahre her sein, dass ich mein Primarlehrerinnenpatent erworben habe. Wie freute ich mich darüber, als ich es zum ersten Male in den Händen hielt! Ich schmiedete die schönsten Zukunftspläne und glaubte, dass dieses Stück Papier mir unbedingt die Türen zum Lehrberuf öffnen werde. Ich war bereit, alle Zeit und alle Kräfte für die Jugend, für ihre Bildung und Erziehung einzusetzen. Mit Ungeduld erwartete ich die Schulblätter, in denen die freien Stellen ausgeschrieben waren, und in alle Richtungen des Kantons liess ich meine Anmeldungsschreiben wandern. Bei sämtlichen Oberlehrern der Stadt und allen Inspektoren des Kantons meldete ich mich persönlich an, um möglichst bald irgendwo eine Stellvertretung zu erhalten. Ueberall versprach man mir, bei Gelegenheit sich meiner zu erinnern, und zuversichtlich wartete und hoffte ich über den Sommer, den Herbst, den Winter, die meinem Examen gefolgt waren. Auf jede Anmeldung erhielt ich eine Verdankung durch die Schulkommission mit der Bemerkung: «Die Wahl ist auf eine andere gefallen», oder «Wir konnten Ihre Bewerbung leider nicht berücksichtigen.» Sehr oft machte ich Bahnfahrten und weite Gänge, lief mich todmüde von Schulkommissionsmitglied zu Schulkommissionsmitglied, um mich vorzustellen, und dennoch musste ich immer und immer wieder dasselbe entmutigende Schreiben lesen. Eine nach der andern meiner Schulkameradinnen

fanden Stellen, nur ich nicht, obwohl ich das beste Abgangszeugnis meiner Klasse erhalten hatte. Aber die andern hatten Verwandte, die in Schulkommissionen sassen oder konnten sonstwie einen guten Vetter ausfindig machen, der für sie Einsprache tat. Da mir beides fehlte, konnten meine Bewerbungen nicht berücksichtigt werden. Dass nach und nach meine Begeisterung für den schönen Beruf sich in Bitterkeit umwandelte, ist wohl zu begreifen.

Während eines Monats fand ich in jenem ersten Winter meiner Wartezeit Beschäftigung in einer Buchhandlung; dann fing die graue, arbeitslose Zeit wieder von neuem an. Wohl hatte ich ein Elternhaus, konnte mich in der Haushaltung betätigen, nahm auch Näh- und Stickkurse, empfand dabei aber nicht die geringste Befriedigung. Verdienen wollte ich, selbständig werden, und zwar womöglich in meinem Beruf. Endlich, nach einem langen Jahr, trat mir eine Mitschülerin ihre Vertretung ab, weil sie anderswo definitiv gewählt worden war. Nun vergass ich mit einem Schlag meine Enttäuschungen, packte meine Siebensachen zusammen und liess mich in einem Dorfe des Emmentals nieder. Hier durfte ich nun wirken als Lehrerin, und ich tat es mit Freude und Liebe. Eineinhalb Jahre dauerte diese Vertretung, die mich in jeder Hinsicht wieder aufleben liess und in mir den festen Vorsatz weckte, mich nicht mehr durch Misserfolg unterkriegen zu lassen. Immerzu schrieb ich Anmeldungen, hoffte auf Erfolg, da ich mich ja nun über ein Praktikum ausweisen konnte. Zu einer festen Stelle wollte es aber nicht langem, und eines Tages stand ich wieder arbeitslos da. Vorübergehend betätigte ich mich dann als Bibliothekarin bei einem Professor und fand zwei Privatschüler. Dieser Notbehelf war zwar armselig; denn ohne gründliche Kenntnisse in Fremdsprachen findet man bloss Schüler, die der Nachhilfe bedürfen, und diese Art des Unterrichts ist meistens sehr undankbar. Aber ich wollte durchhalten, einmal musste auch ich Glück haben. — Noch zweimal erhielt ich längere Vertretungen, und die Zahl der Absagen, die ich unterdessen stets gesammelt hatte, war auf neunzig gestiegen. Von diesem Augenblick an zählte ich sie nicht mehr; das Unterfangen war wirklich zu trostlos. Da kam ich plötzlich in einer Gemeinde in den ersten Vorschlag; ich hoffte neuerdings — aber wieder umsonst. Bald wiederholte sich dasselbe in einem andern Dorfe, und diesmal schien das Glück mir hold zu sein: Die Schulkommission und der Pfarrer des Ortes versprachen mir sozusagen die Stelle. Für eine Wohnung hatte der Schulpräsident bereits gesorgt, als eines Morgens ein Telegramm kam: « Leider nicht gewählt. » — Wer hatte die Stelle erhalten? — Die Wirtin des Ortes, eine Frau, die einige Jahre früher abgesetzt worden war. Mit Alkohol hatte sie sich Stimmen verschafft, drei oder vier hatte sie mehr erhalten als ich, und keine massgebende Instanz wagte es, diese Wahl als ungültig zu erklären. Ob dieser Ungerechtigkeit geriet ich in solche Wut, dass ich selbigen Tages noch beschloss, das Weite zu suchen, da ja die Heimat meine Dienste nicht brauchte. Trotz der Befürchtungen meiner Eltern, in der Ferne könnte mir ein Unglück zustossen, verreiste ich einige Tage später nach einer Stadt Südfrankreichs, wo ich in einem Heim für junge Mädchen abstieg und begann, mich nach einer passenden Stelle umzusehen. Früher hatte ich ein paarmal versucht, von der Schweiz aus eine Auslandstelle zu finden, aber stets ohne Erfolg, da die Leute jedesmal eine persönliche Vorstellung gewünscht hatten. — Auch jetzt waren mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden; doch nach drei Wochen trat ich bei einer Familie ein, wo ich die Pflege und Erziehung eines kaum sechsjährigen Knaben übernehmen sollte.

Wohl kam mir das Kind sehr jung vor, und von Kinderpflege verstand ich nicht viel; aber ich packte dennoch an, und bald hatte ich mir die fehlenden Eigenschaften für diese Tätigkeit erworben. Der Lohn war allerdings sehr bescheiden, doch ich streckte mich nach der Decke, und es gefiel mir von Monat zu Monat besser im neuen Wirkungskreis. Die unliebsamen Erinnerungen der letzten Jahre versanken so tief, dass sie mich nicht mehr ärgerten, und die jetzige Lebensweise bot mir soviel Interessantes und Schönes, dass mich diese Stelle voll befriedigte. Gewiss gab's auch Reibungen und allerlei Unannehmlichkeiten, aber ich hatte seit dem Seminaustritt mir eine gewisse Anspruchslosigkeit angeeignet und gelernt, immer eher die Sonnseite der Vorkommnisse zu suchen und zu schätzen. Sicher hatte ich es mit dieser Stelle besser getroffen, als manch andere junge Lehrerin in ähnlichen Verhältnissen. Vom ganzen Haus wurde ich stets als Erzieherin geachtet, und es lag der Familie viel daran, die Sympathie der Ausländerin für sich und ihr Volk zu erwerben. Die Dame verstand es, durch Bücher und Gespräche mir die Literatur Frankreichs nahe zu bringen, während der Herr mein Verständnis für Charakter und Sitten des Volkes weckte. In der Erziehung des Buben gewährten sie mir grosse Selbstständigkeit. Als er sechsjährig war, begann ich, ihm regelmässigen Unterricht zu erteilen. Schritt für Schritt ging's vorwärts im Lesen, Schreiben und Rechnen; denn der Kleine war sehr intelligent, und das Lernen machte ihm Spass. Das Lehren war dort tatsächlich nur Freude. Den Heimatunterricht erteilte ich ganz unregelmässig, indem ich ihn einfach dem Leben anpasste. Ueber den Sommer lebte die Familie in einem Schloss auf dem Land, wo der Bube sein eigenes Gärtchen pflegte und von Botanik bald mehr verstand als manches Stadtkind, das älter war als er. Auch Hunde, Pferde, Tauben und andere Haustiere fehlten nicht, die Stoff boten für den Zoologieunterricht. Einige Wochen verbrachten wir am Meer, wo ich wohl mehr staunte und genoss als die ganze Franzosenfamilie, für welche dieser Aufenthalt etwas Selbstverständliches bedeutete. Den Winter verbrachten wir in Paris, wo Anregungen anderer Art mich nie die Langeweile spüren liessen. Je besser ich die Sprache beherrschen lernte, desto mehr liebte ich sie, und ich drang immer besser und tiefer in das französische Geistesleben ein.

Sehr viel lernte ich an dieser Stelle auch in pädagogischer Hinsicht, was schliesslich für mich die Hauptsache war. Die Theorie des Seminars wurde nun an einem einzelnen Schüler zur Praxis. Dreieinhalb Jahre blieb ich bei dem Knaben und bereue nicht, es getan zu haben. Ein Kind solange tagtäglich beobachten zu können, ist zweifellos ein sehr grosser Vorteil für eine Lehrerin, die mal vor einer Klasse zu stehen hat. Sehr geliebt habe ich die Kinder immer, aber richtiges Verständnis für ihre Freuden und Leiden, wie auch für ihre Unarten, habe ich erst seit meinem Frankreichaufenthalt. — Noch einen andern Vorteil desselben möchte ich kurz erwähnen: Meine Menschenkenntnis wurde während dieser paar Jahre sehr bereichert. Wer mir anfangs fremd gewesen war, kam mir mit der Zeit nahe. Ich nahm Anteil am Schicksal der Familie, in der ich lebte und an demjenigen ihrer Verwandten und Freunde, die alle stets in reger Beziehung zu ihr standen. Vieles lernte ich verstehen, über das ich früher hart geurteilt hatte und sah tiefes Leid bei denen, die von Fernstehenden beneidet wurden um Wohlergehen und Reichtum. Was ich ehemals bloss aus Büchern hatte erfahren können, erlebte ich hier und bin aus diesem Grunde seither vor mancher Illusion bewahrt geblieben.

Schweren Herzens trennte ich mich von meinem Zögling und seiner Familie

als meine Eltern für mich eine Bureaustelle in der Heimatstadt gefunden hatten. Diese trat ich nach meiner Rückkehr sofort an und arbeitete täglich von morgens acht Uhr bis abends sechs Uhr, ohne einen halben Tag frei zu erhalten während der Woche. Abends besuchte ich Maschinenschreib-, Englisch- und Italienischkurse; es blieb mir keine Musse, aus Liebhaberei mich mit irgend etwas zu beschäftigen. Ich hatte dennoch die feste Absicht, in dieser Stelle nun auszuharren, und ich tat mein Möglichstes, die Vorgesetzten zu befriedigen. Das Heimweh nach dem Leben am Licht, an der Sonne, mit dem Kinde, bereitete mir manch trübe Stunde. Ich hoffte, mich nach und nach an den düstern Raum und die mechanische Arbeit gewöhnen zu können, aber das Gegenteil war der Fall. Diese Beschäftigung wurde mir zur Qual, und ich litt seelisch so sehr, dass ich unbedingt nach etwas anderem Umschau halten musste, wenn ich meine Nerven gesund erhalten wollte. Hin und wieder meldete ich mich an freigewordenen Lehrstellen, doch der Misserfolg stellte sich wieder ein wie ehemals; denn es war mir auch seither nirgends ein Vetter erwachsen. Auch sind die zu besetzenden Stellen ja immer gering an der Zahl im Verhältnis zu den stellensuchenden Lehrerinnen. Und letztere finden ja nur ausnahmsweise einmal Verständnis bei ihren Kolleginnen, die im Amte stehen. Lehrerinnen, die pensionsberechtigt sind, demissionieren nicht, weil Krisenzeiten sind und sie aus Angst vor der Zukunft noch Ersparnisse sammeln wollen. Und für uns, die wir nicht wissen, wovon wir eines Tages leben sollen, wenn kein Vater mehr für uns verdienen wird, für uns haben sie höchstens ein mitleidiges Achselzucken.

Doch nun zu mir zurück. Ich versuchte, eine andere Bureaustelle zu finden; es war dies aber unmöglich, da ich keine Handelsschulbildung besitze. Da riet mir eine meiner ehemaligen Lehrerinnen, die mir gern aus meiner unerfreulichen Lage geholfen hätte, das Sekundarlehrerinnenpatent zu erwerben, um nachher bessere Aussichten zu haben, eine Lehrstelle zu finden. Dieser Rat leuchtete mir ein, und lernen war mir immer eine Freude gewesen. Daheim stiess ich begreiflicherweise vorerst auf Widerstand mit meinem Plan; denn mit der Erfüllung desselben waren finanzielle Opfer verbunden. Mit den Ersparnissen, die ich während der Zeit meiner Anstellung im Bureau gemacht hatte, konnte ich ja nur einen Teil der Kosten bestreiten. Schliesslich erhielt ich die gewünschte Erlaubnis, kündigte meine Stelle, wurde mit 27 Jahren Studentin an der philosophischen Fakultät, wetteiferte mit meinen zwanzigjährigen Kameraden und erlebte eine frohe Studienzeit. Wenn ich auch vieles, das mir im Seminar geläufig gewesen war, vergessen hatte und in einzelnen Fächern mich mehr anstrengen musste als die andern, so hatte ich dafür in andern Dingen eine Erfahrung und gewisse Reife, die ihnen abging. Auch kamen mir meine Sprachkenntnisse nun sehr zustatten.

Während der langen Ferien fand ich eine Aushilfsstelle als Französischlehrerin, in welcher ich das Kollegiengeld für ein weiteres Semester verdiente, und während der Semester erteilte ich Privatstunden, um meine Bücher selbst bezahlen zu können. Dass ich auf diese Weise auf manches Vergnügen verzichten musste, das sich andere leisten konnten, ist klar. Dies bedeutete für mich aber kein Opfer; denn im Vergleich zu meinem Dasein als Bureaufräulein lebte ich jetzt im Ueberfluss. Nach zwei Jahren legte ich mit Erfolg mein Examen ab und bin nun Sekundarlehrerin, aber wieder stellenlos. Ab und zu erhalte ich Vertretungen und erteile Privatstunden, womit ich aber sehr wenig verdiene. Noch habe ich aber die Geduld nicht verloren; denn sie sei das

Notwendigste, was man zu einem glücklichen Leben brauche, hat Goethe einmal zu Eckermann gesagt. Ich hoffe weiter, dass auch ich einmal eine Schulklasse die meine nennen dürfe. — Wann wird dies sein? ...

Januar 1934.

-y-r.

Schulzeugnisse.

(Schluss.)

Genau vor einem Jahre hatten wir in G. eine Besprechung mit dem Schulpflegepräsidenten, weil verschiedene Eltern sich bei ihm beschwert hatten über zu strenge oder ungerechte Zeugnisausstellung. Der Schulpflegepräsident nahm sich die Mühe, mit diesen Eltern zu reden und die Begründung ihrer Klagen entgegenzunehmen. Da hiess es zum Beispiel: Die Note im Aufsatz ist parteiisch, der Mitschüler, der neben unserm Hans sitzt, hat ebenso viele Fehler und doch eine bessere Note. Oder: Mein Kind hat in den ersten drei Klassen gute Noten gehabt, aber jetzt auf einmal soviel schlechtere, das kann nicht recht sein. Oder: Im Rechnen geht es mit dem Buben viel besser als früher, das sehe ich doch auch, und trotzdem hat er immer die gleiche Note.

Zuerst einmal die Klage über Parteilichkeit; sie ist so alt, wie die Schule selber und nicht immer unberechtigt. Es gibt Lehrer, die auch bei der Zeugnisausstellung vielleicht unbewusst den Hut abziehen vor dem Geld oder der äussern Machtstellung oder ihren Antipathien den Lauf lassen. Aber das ist doch, gottlob, nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Gerechtigkeit ist immer menschlich begrenzt, auch bei den Lehrern. Sie kann von niemandem vollkommen erreicht werden, sie kann nur der Leitstern sein, wonach wir unsere Richtung einstellen. Der ernsthafte Lehrer ist nicht bewusst parteiisch; viel zu leichtfertig und unbegründet wird von den Eltern diese Klage erhoben. Der Vergleich mit einem einzigen Mitschüler ist etwas ganz Unzulängliches, um richtig vergleichen und danach beurteilen zu können, müssten solche Eltern die Arbeiten der Klasse, das Klassenziel und die Methode des Lehrers kennen, müssten sie sich durch Schulbesuche davon überzeugen, wie das Kind sich in die Klassengemeinschaft einfügt.

Nun der zweite Einwand über die bessern Noten in den untern Klassen. Da stehen wir nun wieder bei der Tatsache der verschiedenen Entwicklungstempi. Wie es Kinder gibt, die sich erst nach der Schule richtig entwickeln, so gibt es auch frühreife Kinder, die unten gute Schüler sind, plötzlich aber und ohne ersichtlichen Grund zurückbleiben. Zudem sind die Anforderungen der unteren Klassen ganz andere. Die Spaltung in Fächer setzt erst oben ein, und hier erst treten besondere Begabungen oder das Fehlen von bestimmten Anlagen klar in die Erscheinung. Wir armen Lehrerinnen sind darum nicht schuld an dieser Kluft, die sich auftut zwischen oben und unten, trotzdem uns die Herren Kollegen gerne die Rolle des Sündenbockes zuschieben.

Und zur Klage drei, dass trotz Fortschritten im Rechnen das Zeugnis stets gleiche Noten in diesem Fache zeige, ist einzuwenden, dass auch die Anforderungen ständig zunehmen und dass unsere fünf Noten nicht genug Spielraum lassen, kleine Fortschritte anzuerkennen.

All die geschilderte Entrüstung gipfelte aber stets wieder in der Klage: Mit einem solchen Zeugnis bekommt mein Kind ja nirgends einen guten Platz, nicht einmal in der Schuhfabrik wird es eingestellt, geschweige denn in einem Bureau oder bei einem Handwerker.